

Sonderdruck aus

Susanne Knaller / Doris Pichler (Hg.)

Literaturwissenschaft heute

Gegenstand, Positionen, Relevanz

Mit 6 Abbildungen

V&R unipress

ISBN 978-3-89971-988-8

Inhalt

Vorwort	7
-------------------	---

Einleitung

Susanne Knaller Literaturwissenschaft heute. Eine aktuelle Diagnose	13
--	----

Gegenstand

Oliver Jahraus Die Erfindung der Literatur durch die Literaturwissenschaft und die Rache der Literatur	27
--	----

Rüdiger Zymner Literatur und andere Dichtung	41
---	----

Annette Simonis Literarizität und Medialität zwischen den Künsten. Zur Neubestimmung der Funktion des Ästhetischen im Kontext inter- und transmedialer Forschungsinteressen	57
--	----

Positionen

Ottmar Ette Stolz und Konvivenz – Stolz auf Konvivenz. Zum epistemologischen Potential der Literaturwissenschaften als Lebenswissenschaften	83
---	----

Harro Müller Genealogie als Herausforderung. Anmerkungen zu Friedrich Nietzsche und ein Seitenblick auf Michel Foucault	125
---	-----

Linda Simonis Interdiskursive Kunst- und Literaturprojekte am Beispiel der Präraffaeliten	145
Bernhard J. Dotzler Zum Beispiel: Die technische Welt. Mediengeschichte als Historische Techno-Logie	163
Matías Martínez Narratologie als interdisziplinäre Forschungsmethode. Eine Beispielanalyse autobiographischer Holocaust-Darstellungen (Ruth Klüger: <i>weiter leben</i> , Edgar Hilsenrath: <i>Der Nazi & der Friseur</i> , Benjamin Wilkomirski: <i>Bruchstücke</i>)	179
Relevanz	
Achim Hölter Zur Konvergenz von Literatur und Philologie. Eine Skizze	193
Doris Pichler The Inter- and Transdisciplinary Potential of Literary Studies: <i>Law, Economics & Literature</i> – Reflections on a Possible Liaison	215
Robert Vellusig Texte zum Sprechen bringen. Über philologische und ästhetische Erkenntnis	239
Werner Wolf A Defence of (the Study of) Literature	267
Auswahlbibliographie: <i>Literaturwissenschaft heute</i>	295

Narratologie als interdisziplinäre Forschungsmethode. Eine Beispielanalyse autobiographischer Holocaust-Darstellungen (Ruth Klüger: *weiter leben*, Edgar Hilsenrath: *Der Nazi & der Friseur*, Benjamin Wilkomirski: *Bruchstücke*)

Die Narratologie hat in den letzten Jahren einen rasanten Aufschwung genommen. Ihr vielbeschworener Charakter als eine analytische Methode, die, der Allgegenwart ihres Gegenstandes entsprechend, die gewohnten Grenzziehungen zwischen universitären Fächern, Medien und sozialen Feldern überschreitet, scheint sie zu einem interdisziplinären Forschungsansatz *par excellence* zu machen. Die akademische Praxis sieht jedoch meist anders aus. Verschiedene Fächer haben spezifische Narratologien ausgebildet, die relativ unbeeinflusst von den Entwicklungen in benachbarten Fächern bleiben. Literaturwissenschaftliche Narratologen mögen meinen, ihre Variante der Narratologie sei besonders differenziert und zugleich universal und könne deshalb eine Leitfunktion auch für andere Fächer beanspruchen. Interdisziplinäre Sammelbände der letzten Jahre verdeutlichen jedoch, dass nicht-literaturwissenschaftliche Narratologien nicht nur andere Textkorpora, sondern auch grundsätzlich andersartige narrative Phänomene mit eigenen Fragestellungen untersuchen.¹ Doch nicht nur der Export literaturwissenschaftlicher Erzähltheorie in andere Fächer, sondern auch der Import fachfremder Ansätze für philologische Analysen wird häufiger reklamiert als eingelöst.

Im Folgenden soll das Potential eines interdisziplinären narratologischen Theorietransfers an autobiographischen Holocausterzählungen unter Verwendung von Konzepten aus psychologisch orientierten Theorien erprobt werden: der Begriff der Positionierung aus der psychologischen Konversationsanalyse (*discursive psychology*) und das Konzept der Glaubwürdigkeitsmerkmale aus der Gerichtspsychologie. Mit diesen Ansätzen sollen zwei charakteristische Merkmale autobiographischen Schreibens beschrieben werden, nämlich seine Zeitstruktur und sein Faktualitätsanspruch.

1 Aktuelle Überblicke geben Beiträge in Aumüller, Matthias (Hg.), *Narrativität als Begriff. Analysen und Anwendungsbeispiele zwischen philologischer und anthropologischer Orientierung*, Berlin/New York 2012; Klein, Christian/Martínez, Matías (Hg.), *Wirklichkeitserzählungen. Felder, Formen und Funktionen nicht-literarischen Erzählens*, Stuttgart/Weimar 2009; *Diegesis. Interdisziplinäres E-Journal für Erzählforschung* 1 (2012).

(a) Der autobiographische Erzählakt weist eine charakteristische Zeitstruktur auf. Das Geschehen wird sowohl prospektiv als auch retrospektiv dargestellt, weil die Sprecherinstanz sowohl als erzählendes wie auch als erlebendes Ich auftritt. Insofern sind im autobiographischen Schreiben immer zwei Aspekte von Zeiterfahrung präsent, nämlich die Erlebnisperspektive des Protagonisten, der das Geschehen vor einem offenen Zukunftshorizont wahrnimmt, und die retrospektive Perspektive des Erzählers. Das unterscheidet Autobiographien tendenziell von anderen Ego-Dokumenten wie Briefen oder Tagebüchern. In der psychologischen Konversationsanalyse wird der Begriff der *Positionierung* verwendet; mit seiner Hilfe sollen die vielfältigen Effekte dieser doppelten Zeitstruktur erhellt werden. Positionierungen tragen entscheidend zur narrativen Identitätskonstitution in autobiographischen Erzählungen bei. Der Sprecher beansprucht mit ihrer Hilfe „eine bestimmte ‚Position‘ im sozialen Raum“, er möchte steuern, „als was für ein Mensch“ er von seinem Gesprächspartner betrachtet und behandelt wird.² Solche Positionierungen umfassen *Selbstpositionierungen*, d. h. die Art und Weise, wie der Sprecher selbst gesehen werden möchte, und *Fremdpositionierungen*, d. h. soziale Positionen, die der Sprecher dem Interaktionspartner zuweist. Die doppelte Zeitperspektive autobiographischen Erzählens führt dazu, dass Positionierungen sowohl in der *Erzählgegenwart* mit Bezug auf das erzählende Ich und dem Adressaten der Erzählung als auch in der *erzählten Zeit* mit Bezug auf das erlebende Ich und andere Figuren der erzählten Geschichte erfolgen können.

(b) Das zweite Merkmal autobiographischer Texte, das im Folgenden diskutiert werden soll, ist ihre Faktualität: Von einer Autobiographie erwartet man, dass sie tatsächliche Ereignisse aus dem Leben des Autors wahrheitsgemäß darstellt. Das gilt auch dann, wenn man dem Autobiographen eine subjektivere, mehr um Wahrhaftigkeit als um objektive Wahrheit bemühte Darstellung zubilligt als einem Biographen. Autobiographische Texte schließen mit ihren Lesern einen Faktualitätspakt. Aber was bedeutet ein solcher Pakt? Darf man überhaupt von der Referenz von Texten auf reale Sachverhalte sprechen? Ist das im Fall von Selbsterzählungen nicht umso problematischer? Panfiktionalistische Theorien bestreiten, dass eine grundsätzliche Unterscheidung zwischen fiktionalen und faktualreferentiellen Texten statthaft sei, und behaupten, es gebe keinen grundsätzlichen Unterschied zwischen dem Wahrheitsanspruch fiktionaler und faktualer Texte. In aktuellen Gattungsuntersuchungen zur Autobiographie heißt es, die Forschung sei sich inzwischen über die „grundsätzliche Fiktionalität auch au-

2 Lucius-Hoene, Gabriele/Deppermann, Arnulf, „Narrative Identität und Positionierung“, in: *Gesprächsforschung* 5 (2004), 166–183, 168; vgl. Wortham, Stanton, „Interactional Positioning and Narrative Self-Construction“, in: *Narrative Inquiry* 10/1 (2000), 157–184.

tobiographischer, vermeintlich [sic!] faktualer Texte“ einig.³ Solche panfiktionalistischen Auffassungen waren für nicht-philologische Disziplinen wie die Geschichts- oder Sozialwissenschaften wichtig, weil sie auf die Bedeutung rhetorisch-konstruktiver Aspekte auch des faktualen Erzählens aufmerksam machten. Sie sind jedoch inzwischen zu Dogmen erstarrt und verhindern eine angemessene Beschreibung der spezifischen Leistungen faktualer Erzählungen. Es gibt viele Bereiche unserer Lebenswelt, in denen die Wahrheit von Erzählungen von entscheidender Bedeutung ist.⁴ Einige unnötige Provokationen und Konfusionen ließen sich schon dadurch vermeiden, dass man zwischen dem fiktionalen Charakter mancher Texte einerseits und dem unvermeidlichen Konstruktionscharakter aller, fiktionaler wie faktualer, Texte andererseits unterscheidet. Auch faktuale Texte ‚konstruieren‘ zwar in gewissem Sinne unsere Realität; aber sie sind eben auch, anders als Romane, Dramen oder Spielfilme, direkt auf eine intersubjektiv gegebene Wirklichkeit bezogen, indem sie auf räumlich und zeitlich konkrete Sachverhalte unserer Welt referieren. Faktuale Erzählungen sind konstruktiv *und* referentiell – darin liegt ihre besondere Bedeutung für die Art und Weise, wie wir uns in dem symbolischen Universum, in dem wir leben, orientieren. Panfiktionalistische Theorien vernachlässigen diese spezifische Leistung faktualer Texte.

Besonders virulent ist die Wahrheitsfrage im Bereich der Rechtsprechung. Hier hat die Gerichtspsychologie seit vielen Jahrzehnten empirisch begründete Kriterien nicht nur für die persönliche Glaubhaftigkeit von Zeugen, sondern auch textanalytische Kategorien für die *Glaubwürdigkeit* ihrer Aussagen entwickelt.⁵ Zu diesen textinternen Glaubwürdigkeitsmerkmalen gehören unter anderem der *Detailreichtum* der Darstellung, die *Konsistenz* (Widerspruchsfreiheit), die *Originalität* durch ausgefallene oder nebensächliche Einzelheiten, die *Komplikation* des erzählten Handlungsablaufs durch Störungen, die *Gefühlsbeteiligung* des Zeugen und das partielle oder umfassende *Unverständnis* des Zeugen über den Sinn dessen, was er erlebt hat.

Die grundsätzliche Faktualitätserwartung gegenüber Autobiographien gilt in verstärktem Maße bei Opfer-Autobiographien, insbesondere bei Opfern des Holocaust. Wenn es um die Ermordung der europäischen Juden geht, duldet man keine Verletzung des autobiographischen Pakts durch einen Autor, der vorgibt, seine eigene Leidensgeschichte zu erzählen. Die Forderung nach fak-

3 Langer, Daniela, *Wie man wird, was man schreibt. Sprache, Subjekt und Autobiographie bei Nietzsche und Barthes*, München 2005, 15.

4 Klein/Martínez (Hg.), *Wirklichkeitserzählungen*.

5 Vgl. Arntzen, Friedrich, *Psychologie der Zeugenaussage. System der Glaubhaftigkeitsmerkmale*, 4., durchges. Aufl., München 2007; Bender, Rolf/Nack, Armin/Treuer, Wolf-Dieter, *Tatsachenfeststellung vor Gericht. Glaubwürdigkeits- und Beweislehre, Vernehmungslehre*, München 2007³.

tualer Wahrheit autobiographischer Holocaust-Zeugnisse bezieht ihre besondere moralische Virulenz als Widerstand gegen den nationalsozialistischen Krieg, gegen das Erinnern. Die empörten Reaktionen auf die Enthüllung gefälschter Holocaustzeugnisse belegen, dass Holocaust-Autobiographien mit einem besonders strengen referentiellen Geltungsanspruch konfrontiert sind. Anders verhält es sich bei Texten, die deutlich als fiktionale Nachahmungen authentischer Autobiographien erkennbar sind. Ich möchte diese drei Varianten autobiographischen Schreibens über den Holocaust, nämlich authentische, fiktionale und gefälschte Autobiographien, an drei bekannten deutschsprachigen Beispielen diskutieren: Ruth Klügers *weiter leben. Eine Jugend* (1992), Edgar Hilsenraths *Der Nazi & der Friseur* (1977) und Benjamin Wilkomirskis *Bruchstücke* (1995). Trotz der ihnen gemeinsamen autobiographischen Erzählstruktur verwenden sie sehr unterschiedliche Verfahren der Sprecherinszenierung und Glaubwürdigkeitserzeugung. Für die Ziele dieses Aufsatzes werde ich mich vor allem auf die jeweiligen Erzählanfänge beziehen. So bleibt zwar vieles ausgespart; doch sind die Anfangspassagen immerhin als lektüresteuernde Textschwellen besonders deutlich durch Inszenierungs- und Authentisierungsstrategien geprägt, die für diese Werke insgesamt charakteristisch sind.

Ruth Klügers *weiter leben. Eine Jugend* (1992) erzählt von der Kindheit und Jugend der späteren Germanistin von ihrer Verschleppung aus Wien in die Konzentrationslager Theresienstadt, Auschwitz und Christianstadt bis zu ihrer Auswanderung in die USA in der Nachkriegszeit. Die wohl erfolgreichste Holocaust-Autobiographie deutscher Sprache beginnt mit diesen Sätzen:

Der Tod, nicht Sex war das Geheimnis, worüber die Erwachsenen tuschelten, wovon man gern mehr gehört hätte. Ich gab vor, nicht schlafen zu können, bettelte, daß man mich auf dem Sofa im Wohnzimmer (eigentlich sagten wir „Salon“) einschlafen ließe, schlief dann natürlich nicht ein, hatte den Kopf unter der Decke und hoffte, etwas von den Schreckensnachrichten aufzufangen, die man am Tisch zum besten gab. Manche handelten von Unbekannten, manche von Verwandten, immer von Juden. Da war einer, sehr jung, sagen wir Hans, ein Cousin meiner Mutter, den hatten sie in Buchenwald, aber nur auf Frist. Dann war er nach Hause zurückgekommen, war verschreckt, hatte schwören müssen, nichts zu erzählen, erzählte auch nichts, oder doch, oder nur seiner Mutter? Die Stimmen am Tisch, undeutlich aber eben noch hörbar, waren fast ausschließlich Frauenstimmen. Man hatte ihn gefoltert, wie ist das, wie hält man das aus? Aber er war am Leben, Gott sei Dank.

Den Hans habe ich später in England wiedergesehen. Da war ich nicht mehr acht Jahre alt, sondern schon so, wie ich jetzt bin, ein ungeduldiger, zerfahrener Mensch, eine, die leicht etwas fallen läßt, mit oder ohne Absicht, auch Zerbrechliches, Geschirr und Liebschaften, nirgendwo lange tätig ist und oft auszieht, aus Städten und Wohnungen, und die Gründe erst erfindet, wenn sie schon am Einpacken ist.⁶

6 Klüger, Ruth, *weiter leben. Eine Jugend*, München 2005, 9; im Folgenden mit Sigle WL und

Dieser Erzählanfang nimmt mit Hilfe von Eigennamen sowohl Selbst- wie Fremdpositionierungen vor. Das erzählende Ich, das von seiner eigenen Kindheit berichtet, nennt sich im zweiten Satz explizit in der 1. Person Singular und begleitet den Leser fortan in sehr präsenter Weise. Es trägt, wie wir wenig später erfahren, denselben Namen wie die Autorin und ist allen textuellen und kontextuellen Informationen zufolge mit ihr zu identifizieren. (Über den Vornamen Ruth heißt es später, die Autorin habe ihn sich im Alter von sechs Jahren von den Erwachsenen ertrotzt, nachdem sie zuvor Susi genannt wurde, s. WL 40; für den Nachnamen Klüger s. WL 24.)

Im weiteren Verlauf von *weiter leben* bleibt der ständige Dialog zwischen dem erlebenden (jungen) Ich und dem erzählenden (alten) Ich bestimmend. Dieses dialogische Strukturelement wiederholt sich in der auffällig häufigen Adressierung des Lesers: Ständig wird der Leser mit der gegenwärtigen Situation des autobiographischen Ichs, mit seinen Erfahrungen und Bewertungen konfrontiert und herausgefordert.

Das erlebende Kinder-Ich wird in ähnlicher Weise positioniert wie die erzählende Erwachsene. Zwar muss sich die Achtjährige den Anordnungen der Erwachsenen grundsätzlich fügen; doch ist sie in der Lage, ihr Ziel, dem abendlichen Gespräch zuzuhören, gegen die Erwachsenen durchzusetzen („ich gab vor [...], bettelte [...], schlief dann natürlich nicht ein“). Diese aktivische Positionierung wird auch für das erwachsene Ich hervorgehoben („eine, die leicht etwas fallen läßt [...], nirgendwo lange tätig ist und oft auszieht“). Hier allerdings wird die für sich selbst beanspruchte Selbständigkeit als eine gekennzeichnet, die mit hohen sozialen Kosten verbunden ist („ein ungeduldiger, zerfahrener Mensch, eine, die leicht etwas fallen läßt [...], auch [...] Liebschaften“).

Der Cousin wird mit einem Pseudonym eingeführt („sagen wir Hans“). Das erinnert an den Anfang von Goethes *Wahlverwandtschaften*, wo der Erzähler mit auktorialem Gestus dekretiert: „Eduard – so nennen wir einen reichen Baron im besten Mannesalter.“⁷ Doch anstatt dass hier bei Klüger die Arbitrarität und Fiktionalität des Erzählten unterstrichen würde, wirkt diese falsche Namensgebung als Glaubwürdigkeitssignal, weil sie sich – so muss es der Leser verstehen – auf eine reale Person bezieht, deren Anonymität gewahrt bleiben soll. Bei einer späteren Wiederbegegnung mit dem Cousin in England wird dieser von der Ich-Erzählerin mit ambivalenten Gefühlen erlebt, einerseits als bemitleidenswertes ehemaliges Folteropfer, andererseits als spießiger „Kleinbürger“ (WL 10). Solche „originellen“ (d. h. überraschenden) und „zwiespältigen Gefühle“ gehören zu den

Seitenzahl zitiert.

7 Goethe, Johann Wolfgang von, „Die Wahlverwandtschaften“, in: ders., *Werke*, 14 Bde., Bd. 6, München 1982¹¹, 242–490, 242.

forensischen Glaubwürdigkeitsmerkmalen.⁸ Schließlich macht auch der explizite Zweifel über den Wahrheitsgehalt bestimmter Details des selbst Erzählten („[Hans] erzählte auch nichts, oder doch, oder nur seiner Mutter?“) den Bericht glaubwürdig.

Die starke Präsenz des erzählenden Ichs zeigt sich auch im aggressiven und polemischen Ton der Erinnerungen insgesamt. Dieses Ich positioniert sich gegenüber anderen (nichtjüdischen Deutschen, männlichen Lesern, Einzelpersonen wie die Mutter oder dem mit Pseudonym angesprochenen Martin Walser) als eine selbständige, unkonventionelle und unbequeme Person. Das gilt auch für die Selbstinszenierung gegenüber den Lesern dieser Erinnerungen, die Klüger immer wieder direkt adressiert. Durch diese starke Präsenz der erzählenden Autorin in ihrem Text, durch die enge Verknüpfung, die sie zwischen ihrer Kindheit und ihrem jetzigen Leben herstellt, wird der unabgeschlossene Prozess der Erinnerung betont und werden so, unabhängig von der Frage der historischen Wahrheit der geschilderten Erlebnisse, starke Glaubwürdigkeitseffekte erzeugt. Zu der Glaubwürdigkeit trägt nicht zuletzt auch bei, dass sich die Ich-Erzählerin ihren Lesern gegenüber immer wieder in für sie selbst durchaus unvorteilhafter Weise präsentiert („wie ich jetzt bin, ein ungeduldiger, zerfahrener Mensch“).

Ein weiterer Glaubwürdigkeitseffekt (der allerdings am Textanfang noch nicht zu erkennen ist) stellt sich durch die originelle Art und Weise ein, wie Ruth Klüger die Jahre in den Konzentrationslagern bewertet. Anstatt die Konzentrationslager beispielsweise ausschließlich als unmenschliche Orte pausenloser Gewalt darzustellen, bemerkt sie etwa über ihren Aufenthalt in Theresienstadt, sie habe sich als Kind in der Gemeinschaft der Häftlinge im Konzentrationslager geborgener gefühlt als zuvor zuhause in Wien – ein deutlicher Kontrast zu den stereotypen Erwartungen der meisten Leser. Insgesamt stellt Klügers Erinnerungsdiskurs das Gegenteil einer unglaubwürdigen, nämlich „farblosen, abstrakten, kargen, unanschaulichen, glatten und zielgerichteten“ Erzählweise dar.⁹

In Edgar Hilsenraths *Der Nazi & der Friseur* (1977) tritt ein gewisser Max Schulz als arischer Ich-Erzähler auf. Er hat „schwarze Haare, Froschaugen, eine Haken-nase, wulstige Lippen und schlechte Zähne“¹⁰ und ist als Kind eng befreundet mit dem gleichaltrigen Juden Itzig Finkelstein, Sohn eines wohlhabenden Friseurs („blond und blauäugig, [...] gerade Nase, feingeschwungene Lippen und gute Zähne“, NF 31). Während Schulz 1934 der SS beitrifft und im Krieg zum Massenmörder wird, kommt Finkelstein im KZ um. In der Nachkriegszeit übernimmt Schulz die Identität seines ehemaligen jüdischen Freundes, kommt auf dem Ber-

8 Vgl. Bender/Nack/Treuer, *Tatsachenfeststellung vor Gericht*, 82.

9 Ebd., 80.

10 Hilsenrath, Edgar, *Der Nazi & der Friseur. Roman*, München 2007, 32; im Folgenden mit Sigle NF und Seitenzahl zitiert.

liner Schwarzmarkt durch einen Sack Goldzähne, den er aus einem Konzentrationslager mitgenommen hat, zu Reichtum, heiratet eine Jüdin und führt eine orthodoxe Existenz. Schließlich zieht er nach Israel und lebt dort in allen Ehren. Hilsenraths in 18 Sprachen übersetzter und millionenfach verkaufter Roman beginnt folgendermaßen:

Ich bin Max Schulz, unehelicher, wenn auch rein arischer Sohn der Minna Schulz ... zur Zeit meiner Geburt Dienstmädchen im Hause des jüdischen Pelzhändlers Abramowitz. An meiner rein arischen Herkunft ist nicht zu zweifeln, da der Stammbaum meiner Mutter, also der Minna Schulz, zwar nicht bis zur Schlacht im Teutoburger Wald, aber immerhin bis zu Friedrich dem Großen verfolgt werden kann. Wer mein Vater war, kann ich nicht mit Bestimmtheit sagen, aber er war bestimmt einer von den fünf: der Fleischer Hubert Nagler, der Schlossermeister Franz Heinrich Wieland, der Maurergehilfe Hans Huber, der Kutscher Wilhelm Hopfenstange oder der Hausdiener Adalbert Hennemann.

Ich habe die Stammbäume meiner fünf Väter sorgfältig prüfen lassen, und ich versichere Ihnen, daß die arische Herkunft der fünf einwandfrei festgestellt wurde. (NF 7)

Das Erzähler-Ich, das sich hier mit seiner Lebensgeschichte offensiv an den Leser wendet, trägt den Namen Max Schulz und ist so von Anfang an von dem realen Autor zu unterscheiden. Das kann nicht überraschen bei einem Werk, welches als Untertitel die Gattungsbezeichnung „Roman“ trägt. Doch wie steht es mit der text- und fiktionsinternen Glaubwürdigkeit des Ich-Erzählers Max Schulz? Zwar suchen die häufigen wahrheitsheischenden Leseranreden („ich versichere Ihnen“) die Glaubwürdigkeit seiner Erzählung zu unterstreichen. Doch wird die persuasive Erzählhaltung im weiteren Verlauf des Textes als Inszenierung eines Erzählers erkennbar, der sich wenig später selbst als „Massenmörder“ (NF 10) bezeichnen wird und seine Herkunft gleich durch fünf mögliche, aber allesamt „bestimmt“ arische Väter belegt.

Dieser Ich-Erzähler, der freimütig bekennt, er habe einen „Dachschaden“ (NF 29) und bringe manchmal „Geschichte und Mythologie“ (NF 35) durcheinander, ist nicht nur moralisch dubios, sondern auch mimetisch unglaubwürdig. So stellt er selbst, nachdem er detailliert von seinen ersten Lebenswochen erzählt hat, fest: „Sie werden sich wahrscheinlich an dieser Stelle fragen, woher ich das alles noch so genau weiß, aber ich kann es Ihnen beim besten Willen nicht sagen“ (NF 13). Im siebten Kapitel des ersten Buchs (NF 47–61) schildert er in einer grotesken Parodie der Bergpredigt einen Besuch Adolf Hitlers im Jahre 1932 in Schulzens Heimatstadt Wieshalle. Der Führer spricht als travestierter Christus auf dem „Ölberg“ (NF 47) von einem „Altar“ (NF 53) aus zu „Millionen“ (NF 49) (obwohl Wieshalle nur 33.099 Einwohner hat, NF 27). Ein ominöser Vogelschwarm setzt sich während der Rede vor den Altar, formt die Ziffern ‚1933‘ und prophezeit damit das Jahr, in dem Hitler an die Macht kommen wird (NF 54). In

seiner „Bergpredigt“ (NF 62) liest der „Erlöser“ (NF 59) Hitler, der sich auf seinen „Vater [...], den Herrn der Vorsehung“ (NF 54) beruft, u. a. eine Stelle aus dem Neuen Testament (Lukas 23:27–29) vor und legt sie aus: „Und der Führer sprach: Selig sind die Starken, denn sie werden das Erdenreich besitzen. [...] Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt ist: Du sollst nicht töten [...]. Ich aber sage euch: Wer den Volksfeind tötet, der heiligt meinen Namen“ (NF 56).

Kurz: Hilsenrath lässt einen unzuverlässigen Ich-Erzähler mit einer höchst dubiosen Lebenserzählung zu Wort kommen, die sehr wohl in einem übertragenen, nicht aber in einem faktual-referentiellen Sinn Anspruch auf Wahrheit stellt.

Sowohl Ruth Klüger wie auch Edgar Hilsenrath erzählen also in autobiographischer Form, doch lassen intra- wie paratextuelle Signale keinen Zweifel daran, dass Klügers Text faktual-referentiell, Hilsenraths literarisch-fiktional gelesen werden wollen. Komplizierter ist der Fall von Binjamin Wilkomirskis *Bruchstücke. Aus einer Kindheit 1949–1948*. Das Werk, 1995 im Jüdischen Verlag erschienen, erzählt in autobiographischer Form die Kindheit des Juden Binjamin Wilkomirski, der während des Zweiten Weltkriegs in verschiedenen Konzentrationslagern leben musste. Seine Leidensgeschichte wird auf sehr drastische Weise geschildert. Nach dem Krieg kam Wilkomirski in die Schweiz, wurde adoptiert und übernahm den Namen Bruno Doesseker. Der Text beginnt mit folgenden Sätzen:

Ich habe keine Muttersprache, auch keine Vatersprache. Mein sprachlicher Ursprung liegt im Jiddisch meines ältesten Bruders Mordechai und im hinzugelernten, babylonischen Wirrwarr aus verschiedenen Kinderbaracken in den polnischen Lagern der Nazis für Juden.

Der Wortschatz war klein; er reduzierte sich auf das Notwendigste, um das auszu-drücken und zu verstehen, was zum Überleben notwendig war. Irgendwann hat es mir ohnehin die Sprache verschlagen, und es dauerte lange, bis ich sie wieder fand. So war es mir kein großer Verlust, daß ich dies Kauderwelsch, nirgendwo brauchbar nach dem Kriege, zu einem großen Teil vergessen habe.

Die Sprachen, die ich später lernte, wurden aber nie ganz meine eigenen, waren im Grunde immer nur bewußte Nachahmungen der Sprache anderer.

Meine frühesten Kindheitserinnerungen gründen in erster Linie auf den exakten Bildern meines fotografischen Gedächtnisses und den dazu bewahrten Gefühlen – auch denen des Körpers. Dann kommt die Erinnerung des Gehörs und an Gehörtes, auch an Gedachtes und erst zuletzt die Erinnerung an Selbstgesagtes.

„Wer sich nicht erinnert, verspielt seine Zukunft“, so schrieb einmal ein weiser Mann.

Wer sich nicht erinnert, woher er kommt, wird nie genau wissen, wohin er geht.

Meine frühesten Erinnerungen gleichen einem Trümmerfeld einzelner Bilder und Abläufe. Brocken des Erinnerens mit harten, messerscharfen Konturen, die noch heute kaum ohne Verletzung zu berühren sind. Oft chaotisch Verstreutes, chronologisch nur

selten zu gliedern; Brocken, die sich immer wieder beharrlich dem Ordnungswillen des erwachsen Gewordenen widersetzen und den Gesetzen der Logik entgleiten.

Will ich darüber schreiben, muß ich auf die ordnende Logik, die Perspektive des Erwachsenen verzichten. Sie würde das Geschehene nur verfälschen. [...]

Ich bin kein Dichter, kein Schriftsteller. Ich kann nur versuchen, mit Worten das Erlebte, das Gesehene so exakt wie möglich abzuzeichnen – so genau, wie es eben mein Kindergedächtnis aufbewahrt hat: noch ohne Kenntnis von Perspektive und Fluchtpunkt.¹¹

Dieser Textanfang tut alles, um die Authentizität und Glaubwürdigkeit eines faktualen Lebensberichts zu vermitteln. Das erste Wort, „Ich“, lenkt die Aufmerksamkeit des Lesers sofort auf eine autobiographische Erzählinstanz, die dazu einlädt, sie mit dem realen Autor dieser Erinnerungen „Aus einer Kindheit 1939 – 1948“ zu identifizieren – denn anders als in *Der Nazi & der Friseur* scheint hier nichts, weder textintern noch paratextuell, dieser Gleichsetzung zu widersprechen. Im Nachwort „Zu diesem Buch“ (B 142 f.) wird der mit „B. W.“ zeichnende Autor erklären, er habe „noch als Kind eine neue Identität erhalten, einen anderen Namen, ein anderes Geburtsdatum, einen anderen Geburtsort“. Gegen diese „verfügte Identität“, mit der man „mir meine Erinnerungen löschen, mich seit meiner Schulzeit zum Schweigen bringen wollte“, habe er inzwischen rechtliche Schritte eingeleitet, um an die Stelle der falschen, „juristisch beglaubigten Wahrheit“ endlich die Wahrheit seiner „traumatischen Kindheitserinnerungen“ setzen zu können.

In der zitierten Anfangspassage betont der Erzähler die Genauigkeit seiner Erinnerungen („fotografisches Gedächtnis“, „messerscharfe Konturen“, „so exakt wie möglich“), die nicht durch die bewusste Kontrolle des Verstandes vermittelt und verfälscht sind, sondern durch ihre physische Unmittelbarkeit („auch [...] des Körpers“) beglaubigt werden.

Ferner setzt der Ich-Erzähler seine eigene literarische Kunstfertigkeit herab, um die Authentizität seiner Erinnerungen zu erhöhen: „Ich bin kein Dichter, kein Schriftsteller. Ich kann nur versuchen [...]“. Er ruft damit den topischen Gegensatz zwischen ikonisch-authentischen Bildern des Herzens und einer arbiträren, kunstvoll-künstlichen Letternpoesie auf: Beglaubigung durch unverfälschte Natürlichkeit. So werden gerade vermeintliche Defizite der Darstellung, z. B. mangelnde chronologische Ordnung („chaotisch Verstreutes, chronologisch nur selten zu gliedern“), zu unwillkürlichen Anzeichen ihrer Wahrheit. Der Text, so scheint es, wurde nicht vom Autor gemacht, sondern ist der automatische Ausdruck seiner Erfahrungen. In ähnliche Richtung zielt auch die Berufung auf ein

11 Wilkomirski, Benjamin, *Bruchstücke. Aus einer Kindheit 1939–1948*, Frankfurt a. M. 1995, 7 f.; im Folgenden mit Sigle *B* und Seitenzahl zitiert.

authentisches „Kindergedächtnis“, das der Erzähler für sich in Anspruch nimmt und das im Gegensatz zur verfälschenden „Perspektive des Erwachsenen“ steht.

Der Erzähler positioniert sein eigenes erzähltes Kinder-Ich als Opfer, und der traumatische Charakter seiner Erinnerungen lässt auch das rückblickende ältere Ich als Opfer erscheinen, das dem Ansturm seiner Vergangenheit hilflos ausgeliefert ist („noch heute kaum ohne Verletzung“). So verwandelt sich beispielsweise für den Erzähler in einer Szene, die sich nach 1945 im Schweizer Schulunterricht ereignet, ein Bild Wilhelm Tells, der mit der Armbrust auf seinen Sohn zielt, in einen SS-Mann, der auf Kinder schießt, und die Lehrerin wird zu einer furchterregenden „Blockowa“, einer KZ-Aufseherin:

Ich blicke hin zur Lehrerin Blockowa, wie sie vor der großen schwarzen Wandtafel steht. Meine Augen beginnen zu brennen, und die große schwarze Wandtafel zerfließt, wird immer größer und kreist das ganze Schulzimmer ein, sie wird zum schwarzen Himmel am Horizont. Und die Lehrerin Blockowa steht in ihrem roten Pullover vor dem schwarzen Himmel. Der rote Pullover tropft von rotem Blut, das über alle Bänke fließt. (B 122)

Solch ungesteuertes, leidvoll erlebtes Ineinanderfließen von aktueller Situation und vergangenen Erfahrungen ist symptomatisch für traumatisches Erleben, das nicht in der Lage ist, Vergangenes in das autobiographische Gedächtnis kohärent zu integrieren. Dem traumatischen Erleben mangelt es insbesondere an *Orientierung* und *Referenz*: Der autobiographische Erzähler kann den Kontext des Ereignisses, die räumlichen, zeitlichen und personalen Umstände nicht präzise begrenzen, und es ist ihm unklar, was tatsächlich stattgefunden hat.¹²

Kehren wir noch einmal zu der Anfangspassage des Buches zurück. Sie führt einiges auf, was im Sinne forensischer Glaubwürdigkeitsmerkmale gedeutet werden kann:¹³

- „noch heute bewahrte Gefühle“: Die Erinnerungen enthalten *eigenpsychische Vorgänge* (wie es in der forensischen Aussagenpsychologie heißt), d. h. die Geschehensdarstellung ist von eigenen Emotionen begleitet.
- „ohne Kenntnis von Perspektive und Fluchtpunkt“: Die Beschreibungen beschränken sich in einer *phänomengebundenen Schilderung* auf einzelne, äußerlich beobachtbare Ereignisse, die nicht in größere Sinnzusammenhänge gestellt werden.
- „Kinder-Gedächtnis“: Die Erinnerungserzählung lässt *Unverständnis* über den Aussageinhalt erkennen.

¹² Vgl. Waller, Nicola/Scheidt, Carl Eduard, „Erzählen als Prozess der (Wieder-)Herstellung von Selbstkohärenz. Überlegungen zur Verarbeitung traumatischer Erfahrungen“, in: *Zeitschrift für Psychosomatik und Medizinische Psychotherapie* 56 (2010), 56–73.

¹³ Vgl. Arntzen, Friedrich, *Psychologie der Zeugenaussage. System der Glaubhaftigkeitsmerkmale*, 4., durchges. Aufl., München 2007, 78–89.

- „Bruchstücke, chaotisch Verstreutes“: Die Erinnerungen weisen das Merkmal der *Inkontinenz* auf, d. h. sie präsentieren sich in einer unzusammenhängenden, sprunghaften, ungeordneten Darstellungsweise, in der „Fetzen‘, Bruchstücke eines Sachverhalts über ein Vernehmungsgespräch verstreut sind“.¹⁴
- „noch heute bewahrte Gefühle“, „fotografisches Gedächtnis“: Andererseits besteht eine *Konstanz* der Erinnerung über verschiedene Vernehmungen hinweg.

Der Textanfang signalisiert also auf mehrfache Weise, dass es sich um eine glaubwürdige, authentische Autobiographie handelt. Ungeachtet der Bestätigung von Wilkomirskis Selbstbeschreibung durch Glaubwürdigkeitsmerkmale aus der forensischen Beurteilung von Zeugenaussagen wurde bekanntlich einige Zeit nach der zunächst sehr erfolgreichen Veröffentlichung der Autobiographie entdeckt, dass sie eine Fälschung ist: Wilkomirski war nie ein Verfolgter des Nazi-Regimes und nie Insasse eines Konzentrationslagers.¹⁵ Ohne dass sich ein einziger Buchstabe des Textes geändert hätte, führte das neue Wissen über seinen Autor schlagartig zu einer negativen Bewertung – und zwar nicht nur in moralischer, sondern auch in ästhetischer Hinsicht. Was zunächst als glaubwürdige Darstellung einer schrecklichen jüdischen Kindheit auf der Flucht vor den Deutschen und in Konzentrationslagern gelobt worden war, wurde nun als klischeebeladene und verfälschende Darstellung des Holocaust verurteilt. Die empörte öffentliche Reaktion auf die Enthüllung zeigt: Bei Autobiographien über den Holocaust wird ein „Tod des Autors“ vom Lesepublikum nicht geduldet. Das Wissen um den biographischen Hintergrund des Autors wird in solchen Fällen konstitutiv für den Umgang mit dem Text. Wilkomirskis gefälschte *Bruchstücke* verletzen den autobiographischen Pakt, demzufolge der Autor seine eigene Lebensgeschichte wahrheitsgetreu zu erzählen hat. Für die heftigen Reaktionen ist darüber hinaus wohl auch von Bedeutung, dass Wilkomirskis angebliche Autobiographie eine Opfergeschichte erzählt. Wilkomirski zielt auf das Mitleid der Leser, wenn er den erzählten Leidensweg durch seine eigenen realen Erfahrungen beglaubigt. Das Werk zieht seinen Geltungsanspruch aus der Lebensgeschichte des Autors, indem es sich als unmittelbarer Niederschlag traumatischer Erfahrungen präsentiert und zu einer identifikatorischen, empathischen Lektüre einlädt.¹⁶

Eine Schlussüberlegung: Wir haben Phänomene der Positionierung und

14 Ebda., 80.

15 Vgl. Mächler, Stefan, *Der Fall Wilkomirski. Über die Wahrheit einer Biographie*, Zürich/München 2000.

16 Zu solchen gefälschten Opfererzählungen vgl. Schaff, Barbara, „Der Autor als Simulant authentischer Erfahrung. Vier Fallbeispiele fingierter Autorschaft“, in: Detering, Heinrich (Hg.), *Autorschaft. Positionen und Revisionen*, Stuttgart 2002, 426–443.

Glaubwürdigkeit in drei autobiographischen Texten untersucht. Während Hilsenraths Text seine Fiktionalität durch groteske und parodistische Darstellungsverfahren deutlich zu erkennen gibt, beanspruchen Klüger und Wilkomirski, authentische Autobiographien darzustellen – zu Recht im Falle Klügers, zu Unrecht bei Wilkomirski. Mit Hilfe von Begriffen aus der psychologischen und der forensischen Erzählforschung konnten zentrale Darstellungsverfahren dieser Texte erfasst werden.

Selbstverständlich gilt hier eine methodische Einschränkung: Sowohl der Positionierungsbegriff der Konversationsanalyse als auch die Glaubwürdigkeitsmerkmale der Gerichtspsychologie haben Fälle mündlichen Erzählens zum Gegenstand. Deshalb können sie nur mit Vorbehalt auf Schriftkommunikation angewendet werden. Unsere kurzen Textanalysen sollten andeuten, dass sie dennoch hilfreich sein können, um Effekte zu beschreiben, die sich ergeben, wenn Schrifttexte wahrheitsheischende Darstellungsverfahren mündlicher Kommunikation imitieren.

Lassen sich aus der Analyse der textuellen Positionierung und Glaubwürdigkeit Rückschlüsse auf die Authentizität einer Autobiographie ziehen? Das Beispiel Wilkomirski zeigt, dass man sehr vorsichtig sein muss, von textinternen Beobachtungen auf die faktuale Wahrheit des Textes zu schließen. Die Referentialität eines Textes wird durch sprachliche Authentisierungsstrategien zwar beansprucht, aber nicht garantiert. Nach den Glaubwürdigkeitskriterien der Gerichtspsychologie hat Wilkomirski vieles richtig gemacht. Erst eine Überprüfung der textexternen Voraussetzungen konnte den Fälschungscharakter nachweisen.

Auf die Frage, ob die faktuale Wahrheit einer Autobiographie auch textintern erkennbar sei, kann man wohl keine allgemeine, sondern höchstens individuelle, auf Einzelfälle bezogene Antworten geben. Vergleicht man Klüger und Wilkomirski, dann fällt in diesem Zusammenhang allerdings ein Unterschied zwischen beiden Texten auf, der die zeitliche Gestaltung des Erzählakts betrifft: Wilkomirski inszeniert das Verhältnis zwischen erlebendem und erzählendem Ich, wie gezeigt, als traumatische Rede: Noch das erzählende Ich ist von den Leiden des erlebenden Ichs beschädigt. In Klügers Text ist das auch der Fall: Immer wieder verweist das erzählende Ich auf andauernde Prägungen durch das Erlebte. Doch anders als bei Wilkomirski prüft die Ich-Erzählerin Klüger auch in umgekehrter Richtung die vergangenen Erlebnisse des erlebenden Ich. In *weiter leben* ist nicht nur das erzählende Ich durch die früheren Erfahrungen des erzählten Ichs geprägt, sondern umgekehrt erhalten auch die früheren Erfahrungen einen offenen, prozessualen Charakter, indem sie ständig durch das erzählende Ich auf ihre Authentizität und Legitimität hin befragt und problematisiert werden. Vielleicht ist dieser doppelte Transfer zwischen Gegenwart und Vergangenheit ein Indiz für die Authentizität von Klügers Autobiographie. Vielleicht ist er aber auch ein Ausweis ihrer schriftstellerischen und intellektuellen Kapazität.